

Robert Mohwinkel ist kein Held. Im Gegenteil, er versucht, wo immer es geht, sich anzupassen. In der Familie, in der Schule, in seiner Ausbildung zum Schiffsmakler, in der Wehrmacht, stets möchte der junge Träumer nicht auffallen. Nur beim Tanzen blüht er auf. Erst nach dem Krieg, als die Duckmäuser alter Schule nicht mehr gefragt sind, ändert er sich ...

Der Roman »Alles Andere als ein Held« erschien erstmals 1959, ging allerdings trotz guter Kritiken neben Grass' »Blechtrommel« und Bölls »Billard um halb zehn« unter. Das lag nicht zuletzt daran, dass man von den Verbrechen der Wehrmacht und den Betrügereien, auf die sich das »Wirtschaftswunder« begründete, nichts hören wollte.

Als der Roman 2002 nochmals erschien, wurde er begeistert gefeiert und in die SWR-Bestenliste gewählt. Ein Nachwort von Lothar Müller ergänzt diese neue Ausgabe.

»Alles andere als ein Held« ist ein hinreißender Schelmenroman, bei dem das Grauen in die Groteske übergeht.«

*Christian Schröder, Der Tagesspiegel*

*Rudolf Lorenzen* wurde am 1922 in Lübeck geboren. Er wuchs in Bremen auf und machte eine Ausbildung zum Schiffsmakler. Nach dem Zweiten Weltkrieg studierte er Grafik und arbeitete in der Werbebranche. Ab 1955 lebte er als freier Schriftsteller in Berlin. Neben Erzählungen und Romanen – unter anderem »Die Beutelschneider« (1962), »Cake Walk« (1999) und »Ohne Liebe geht es auch« (2010) – verfasste er auch zahlreiche Arbeiten für Hörfunk und Fernsehen. Rudolf Lorenzen starb im November 2013.

Rudolf Lorenzen

# Alles andere als ein Held

Roman

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage dieser Neuausgabe  
Verbrecher Verlag Berlin 2014  
www.verbrecherei.de  
© 2007/2014 Verbrecher Verlag  
Einbandentwurf: Sarah Lamparter, Büro Otto Sauhaus  
Satz: Christian Walter  
Druck: CPI – Claussen & Bosse / Leck  
ISBN 978-3-943167-45-0

Printed in Germany

*Der Verlag dankt Malte G. Schmidt und Adrian Breda.*

Um halb acht Uhr war Robert Mohwinkel von einem Jungen bestellt worden, mit dem er befreundet war. Er sollte drei Häuser entfernt von dem Haus warten, in dem sein Freund, Friedrich Maaß, wohnte. Friedrichs Vater besaß das Baugeschäft in der Hemelinger Straße, und Friedrich hatte jetzt zu Ostern das neue Rad bekommen, mit Halbballon und englischem Lenker zum Verstellen. Robert empfand deshalb keinen Neid, obgleich er den Eindruck hatte, daß sein Freund etwas Neid bei ihm gern gesehen hätte.

Wegen dieses neuen Rades hatte Friedrich Maaß bestimmt, daß Robert und er gleich nach Ostern vom ersten Tage an mit dem Rad zur Schule fahren würden. Roberts Eltern waren dagegen, denn die beiden Jungen waren erst zehn Jahre alt, und der neue Schulweg führte über die Kreuzung Sielwall/Ostertorsteinweg, die sehr belebt war. Ostern lag auch in diesem Jahr sehr früh, und an dem ersten Schultag war es morgens um sieben noch kalt. Sie hatten Robert verboten, mit dem Rad zu fahren.

Es war nicht das erstemal, daß Robert Mohwinkel zwischen zwei Befehlen stand, aber es war das erstemal, daß er sich entschieden hatte, den seiner Eltern nicht zu befolgen. Er hatte heimlich das Rad aus dem Keller getragen, und als seine Mutter vor die Tür trat, um ihm nachzuwinken, war es schon zu spät.

Am Osterdeich besaß die Familie Maaß ein Haus, das Friedrich Maaß »die Villa« nannte. »Du wartest aber«, hatte Friedrich gesagt, »nicht vor dem Haus, sondern drei Häuser weiter. Ich komme dann schon.« Bereits acht Minuten vor der Zeit hatte Robert vor dem verabredeten Haus gewartet. Er hätte niemals gewagt, nur pünktlich zu sein. Dennoch hatte er das sichere Gefühl, daß die Unterordnung unter seinen Freund, die ihm sowohl von seinen Lehrern als auch von seinen Eltern vorgeworfen wurde, in einigen

Fällen zu weit ging. Darum beschloß Robert an diesem Morgen, mit dem neuen Schuljahr ein neues Leben zu beginnen, in dem sein Freund Friedrich Maaß keine Macht mehr über ihn besäße. »Pünktlich um halb fahre ich«, sagte er laut zu sich, »auf diesen Idioten warte ich keine Minute.« Das Wort »Idiot« wiederholte er noch viele Male, und er versetzte sich dabei in einen Rausch.

Leider fand Robert Mohwinkel keine Gelegenheit, an diesem Morgen sein neues Leben zu beginnen, denn sein Freund war pünktlich um halb acht mit dem neuen Rad da. Friedrich trug Hosen, die bis über das Knie reichten. Sein Hinterkopf war geschoren und das restliche Büschel schwarzer Haare vorn zu einem winzigen Scheitel auseinandergekämmt. »Du hast ja noch lange Strümpfe an«, sagte er zu Robert, »du bist verpimpelt.« Robert hätte gern geantwortet, daß Friedrichs Hose, die unterhalb der Knie fast mit den Kniestrümpfen zusammenstieß, auch verpimpelt aussah. Aber er sagte nichts, denn diese Antwort fiel ihm zu spät ein.

Friedrich Maaß bestieg sein Rad. »Fährst du voraus?« fragte Robert ihn, obgleich er wußte, daß es eine andere Möglichkeit gar nicht gab. Sein Freund antwortete darauf nicht, sondern fuhr los. Robert, hinter ihm, hatte Mühe mitzukommen, denn Friedrichs neues Rad hatte eine größere Übersetzung, die er ausnutzte, um Robert zu beweisen, daß er der Schnellere war. »Ein Scheißrad«, sagte Robert halblaut, »ein Scheißrad!«

Die beiden Jungen waren viel zu früh vor der Schule. Die Portale waren noch verschlossen, und sie stellten sich mit ihren Rädern vor das mittlere Portal, das in den Fahrradkeller führte. Sie trugen beide die Schülermützen der Sexta aus schwarzem Samt. Die Mützen waren noch steif und neu, sie hatten sie heute zum erstenmal auf, denn dies war der erste Schultag in dem Gymnasium, in dem Robert und Friedrich von ihren Eltern angemeldet worden waren, weil sie in der Volksschule zu den besten Schülern gehört hatten. Robert hatte auf dem fünften Klassenplatz, Friedrich Maaß auf dem neunten gesessen.

Der Platz vor der Schule füllte sich. Die Jungen trugen Schülermützen in allen Klassenfarben. »Guck mal, da sind die Neuen«, sagten sie, und alle lachten über Friedrich und Robert und über ihre steifen, schwarzen Sextanermützen.

»Wir stecken unsere Mützen in die Mappe«, sagte Friedrich.

Dem stimmte Robert zu, aber er behielt trotzdem seine Mütze auf, denn in diesem Augenblick dachte er wieder einmal daran, daß er nicht alles tun müsse, was sein Freund ihm befahl.

»Seht euch den blöden Heini an«, rief ein Quartaner, und in diesem Augenblick fand Friedrich Maaß, daß es nun wohl besser wäre, von Robert abzurücken und sich auf die andere Seite zu schlagen. Durch eine Heldentat wollte er sich die Anerkennung der anderen Jungen erringen. Friedrich war von Natur ängstlich. Er fürchtete sich vor den anderen, und um seine Furcht zu überwinden, suchte er sich in ihren Augen hervorzutun. Er riß Robert die Mütze vom Kopf und warf sie dem Quartaner zu. Leider hatte seine Tat nicht den gewünschten Erfolg, denn der Quartaner gab Robert die Mütze zurück. Robert steckte sie in die Mappe, und obgleich er seinen Freund in diesem Augenblick haßte, mußte er zugeben, daß Friedrichs Anordnung, die Mützen gleich zu verstecken, doch richtig gewesen war.

Zehn Minuten vor acht schloß der Hausmeister die Türen auf. Die Jungen, die mit Rädern vor dem mittleren Portal standen, drängten, und Robert und Friedrich hatten nun nichts davon, daß sie so früh gekommen waren. Im Keller stellte sich außerdem heraus, daß die neuen Sextaner noch keine Plätze für ihre Räder hatten. Es war verboten, Räder außerhalb der Fahrradständer abzustellen, und Robert zählte drei Schilder, auf denen dies Verbot geschrieben stand. So mußten sie warten, bis der Hausmeister ihnen Plätze zuwies. Friedrich und Robert waren die letzten; sie bekamen ihre Plätze erst, als es schon klingelte. Da Friedrich der Schnellere war, sein Fahrrad auch vor Robert einstellte und ihn dann verließ, kam Robert als letzter oben in die Halle, wo die neuen Sextaner schon

angetreten waren. »Na, auch endlich ausgeschlafen?« sagte der Lehrer zu ihm, der die Namen verlas, und die ganze Klasse lachte. Aus diesem Tadel schloß Robert Mohwinkel, daß die Gewissenhaftigkeit, mit der er sich den ganzen Morgen auf den Besuch der neuen Schule vorbereitet hatte, noch keinesfalls genügte, um hier zu bestehen. Trotz seiner großen Beflissenheit war er sofort in Konflikte geraten. Er ärgerte sich nicht wegen des unberechtigten Tadels, sondern beschloß, seine Gewissenhaftigkeit in Zukunft noch zu erhöhen.

Er saß steif auf seinem Platz, die Augen starr auf den Lehrer gerichtet. Sein schmales Gesicht mit dem welligen blonden Haar wäre sehr hübsch gewesen, wenn seine blauen Augen nicht beinahe ständig den Ausdruck eines leichten, wässerigen Überlaufens gehabt hätten und wenn er sich hätte angewöhnen können, seine dicken, rosafarbenen Lippen zu schließen. Seine Mutter bemühte sich vergebens, ihn zum Heben seiner dicken Unterlippe zu erziehen. Außerdem hielt er sich schief, und das unablässige Ermahnen seiner Mutter, sich gerade zu halten, hatte seine Haltung noch immer nicht verbessert. Er, der ein so schönes Baby, ein so bezaubernder, lockenköpfiger kleiner Junge gewesen war, er hatte so sehr verlocken, fand sie, daß überhaupt kein Staat mehr mit ihm zu machen war. Robert selbst war aber noch nie darauf gekommen, sich über sein Aussehen Gedanken zu machen. Gehorsam, artiges Verhalten und Ordnung hatten sein bisheriges Leben bestimmt. Seine Widerstände, seine Auflehnung gegen Artigkeit und Ordnung stieß er nur abends unter der Bettdecke in halblauten Worten aus sich heraus, Worten, die seinen rechtschaffenen Eltern äußerstes Entsetzen bereitet hätten.

Das Klassenzimmer, in das die neue Sexta eingewiesen wurde, hatte einen Ausblick auf den Schulhof. Zwar konnten die Schüler während des Unterrichts nicht hinaussehen, denn die Fenster waren hoch genug angebracht. Aber wenn die Kinder aufstanden oder ans Fenster traten, sahen sie auf den Schulhof. Er war an drei

Seiten von dem Schulgebäude eingefaßt und an der vierten mit einem hohen, oben zugespitzten Zaun wie mit Palisaden abgeschlossen. An der Seite, wo die Turnhalle war, stand etwas Gras mit ein paar Hundebblumen, und gegenüber, wo sich das Wohnhaus des Direktors an die Schule anschloß, hatte der Biologielehrer einen kleinen Garten mit exotischen Pflanzen angelegt, die aber nicht gediehen, sondern sich nur braun und blattlos auf dem Boden schlängelten.

Das bißchen Grün auf der einen und das bißchen Braun auf der anderen Seite wurden jedoch von der riesigen grauen Kiesfläche des Schulhofes verdrängt. Robert kannte diesen groben grauen Kies. Es war der gleiche, den seine Eltern in dem Geviert hinter ihrem Einfamilienhaus in der Bornholmer Straße hatten.

Sie nannten dieses Geviert von sechs mal sechs Metern den Garten, und Robert konnte sich noch genau erinnern, wie dieser Kies dort hingekommen war. Nachdem sein Vater einige Jahre hintereinander vergeblich versucht hatte, in diesem Geviert Stachelbeersträucher anzupflanzen, worin er aber über die Planung und das Abstecken nicht hinausgelangt war, hatten eines Tages drei Männer einen Lastwagen angefahren und so viel Körbe in den Garten geschleppt, bis die Fläche mit grobem grauem Kies völlig bedeckt war. Roberts Mutter hatte ihn mit einer Harke verteilt und dabei gesagt: »Immer der Lehm an den Schuhen und immer der Dreck in meiner Wohnung, das ist nun vorbei.«

Robert hatte geglaubt, daß sein Vater, als er abends nach Hause kam, sehr enttäuscht über die Veränderung sein müßte, denn er wußte, wie sein Vater an dem Geviert und an seinen Plänen vom Stachelbeerbau gegangen hatte. Herr Mohwinkel hatte aber nur still aus dem Fenster geblickt und nach geraumer Zeit gesagt: »Kies ist sehr praktisch.«

Daran mußte Robert denken, als er die riesige Kiesfläche des Schulhofes sah. Alles war praktisch in dieser Schule. Der Kies, die zu hohen Fenster, die leicht zu übersehenden Gänge, ja sogar die

drei Bilder an der Wand des Klassenzimmers. Sie dienten dem Geschichtsunterricht, und das erste Bild zeigte Napoleon, der, umgeben von seinen Soldaten, nach Moskau ritt. Auf dem zweiten Bild sah man das geschlagene französische Heer, das die Beresina überquerte, und auf dem dritten Blücher, umringt von deutschen Soldaten, in der Völkerschlacht bei Leipzig. Unter dem Beresinabild stand: »Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.«

Zu Hause erzählte Robert seinen Eltern, daß es in dieser Schule sehr schön sei, aber auch sehr ordentlich und sehr praktisch.

»Du wirst dich noch umgucken«, sagte seine Mutter, »mit der Spielschule ist es nun vorbei. Jetzt beginnt der Ernst des Lebens.«

Trotz seiner guten Arbeiten, trotz seiner Gewissenhaftigkeit und seiner Bescheidenheit errang Robert nicht die Zuneigung seiner Lehrer. Denn Robert Mohwinkel war ängstlich, und es war im Jahre 1933 nicht modern, ängstlich zu sein. Besonders die Schüler des Gymnasiums fühlten sich als Wegbereiter eines neuen Jugendlebens. Für die Knaben handelte es sich nur um eine neue, gerade in Mode stehende Form, Jungen zu sein. Mit Politik hatte sie nichts zu tun. So wußten die Schüler der Unterstufe auch nicht recht, worum es ging, als bei einer Schulfeier Ostern 1933, bei welcher der Direktor der Schule wegen Erreichung der Altersgrenze den Abschied nahm, auch der Musiklehrer, der die Altersgrenze noch keineswegs erreicht hatte, vom Schulrat mit einer, wenn auch kürzeren, Lobrede entlassen wurde.

Diese Feierstunde verlief wie alle anderen Feierstunden des Gymnasiums in einer genau festgelegten Abfolge. Die Klassen traten nach dem ersten Klingelzeichen auf dem Gang in Zweierreihen an. Der Obmann zählte die Schüler und meldete dem beim zweiten Klingelzeichen erscheinenden Klassenlehrer, daß die Klasse vollständig zur Stelle sei. Hintereinander marschierten dann die Schüler unter Führung ihres Klassenlehrers in den obersten Stock, wo sich die Aula befand. Alles ging ohne Kommando vor sich. Und doch schien es Robert eine so festgefügte Ordnung zu sein, daß ein

einzigster Schritt aus der Reihe die schwerste Strafe nach sich ziehen konnte. Während dieser Gänge in die Aula, aber auch während der Märsche vom Hof in die Klasse und der von der Klasse in die Turnhalle liebte Robert es, sein Spiel zu spielen, das er »Deportation« nannte. Er hielt die Arme vor sich, die Handgelenke übereinandergelegt, heftete seinen Blick starr auf den Nacken des Vordermannes und schlurfte in dessen Fußstapfen. Dabei bildete er sich ein, eine einzige unbedachte Bewegung, wie etwa das Heben des Kopfes oder das Wechseln des Schrittes, würde seine sofortige Erschießung zur Folge haben.

Im obersten Stock mußten alle Klassen warten, denn jede Klasse wurde nun einzeln in die Aula gelassen, während der jeweilige Klassenlehrer am Eingang stand und seine Schüler noch einmal zählte. Dieses Zählen war eine Vorschrift, die seit zwölf Jahren bestand. Damals war es einigen Schülern gelungen, auf dem Wege zur Aula in die Toilette zu entweichen, von wo sie nach einigen Minuten des Wartens ins Freie gelangten. Jetzt, nach zwölf Jahren, bestand diese doppelte Zählordnung noch immer, und sie machte Robert bei seinem Spiel besondere Freude.

In der Aula hatte jede Klasse ihre eigenen Bänke. Es war verboten, andere Bänke zu benutzen, auch wenn die Plätze für die Schüler einiger Klassen nicht ausreichten, während die Schüler der Oberstufen auf halbleeren Bänken saßen. Die Schüler, wenn sie ihre Plätze eingenommen hatten, blickten alle auf das große Ehrenfenster am Kopf der Aula, das den Toten des ersten Weltkrieges geweiht war. Um einen drachentötenden Ritter standen Engel, und dieses Bild wurde umrahmt von den Namen aller gefallenen Lehrer und Schüler mit dem Ort ihres Todes auf kleinen Glastäfelchen. Die Wirrheit des Bildes und die Vielzahl der Namen dienten den Schülern zur Unterhaltung während der langweiligen Feststunden.

Den Schülern gegenüber saßen auf einem Podium die Lehrer in zwei Reihen hintereinander, vorn die Studienräte, hinten die Assessoren und Oberlehrer. Nur die Lehrer, die den Aufsichtsdienst

hatten, saßen nicht dort, sondern verteilten sich auf die beiden Seitengänge und blieben dort bis zum Ende der Feier stehen, besonders die Schüler der unteren Klassen beobachtend, damit von dort keine Störung der Feierstunde käme.

Die Lehrer, die auf dem Podium saßen, übten gleichermaßen die Aufsicht über die Schüler aus, wenn auch nicht in so dienstlicher und strenger Form. Die Älteren saßen leicht zurückgelehnt in ihren Ledersesseln und blickten verträumt auf die Orgel am unteren Ende der Aula, auf den Schülerchor davor und das Schülerorchester, das heute zum erstenmal von einem anderen Musiklehrer dirigiert wurde, während der zu entlassende Musiklehrer oben auf dem Podium neben dem Direktor saß und noch nicht wußte, ob der Schulrat in seiner Rede nur Lobendes von ihm erwähnen würde. Der Gedanke, daß man den wahren Grund seiner Entlassung vor den Kindern nennen könnte, war ihm peinlich. Er tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß er in jedem Falle nun einer ruhigen Zeit entgegengehe, in der er sich um schmetternde politische Lieder nicht zu kümmern brauchte.

Der neue Musiklehrer war Herr Nüchel. Er gefiel den Schülern besser als der alte, denn er war jung und hatte eine muntere Art zu unterrichten. Es wurde fröhlich musiziert und fröhlich gesungen, und das war schöner als der trockene musikgeschichtliche Unterricht von früher. Herr Nüchel trug zu einem kleinkarierten grauen Jackett Breecheshosen, die in langschäftigen Stiefeln steckten. Trotzdem fiel das Wort »Nazi« nicht im Zusammenhang mit Herrn Nüchel, weil die Schüler, besonders diejenigen der Unterstufe, sich unter einem »Nazi« nichts vorstellen konnten, es sei denn, es handelte sich um einen Mann in brauner Uniform.

\*

Um Friedrichs Befehlen zu entgehen und nicht an mehreren Nachmittagen in der Woche für ihn bereit sein zu müssen, hatte Robert es verstanden, seine Mutter mit seinem Freund zusammenzubringen, damit sie direkt verhandeln konnten. Frau Mohwinkel sagte: »Am Donnerstag kann er zu dir, da habe ich Kränzchen, aber an den anderen Tagen, das wird zuviel, er muß ja auch an seine Schule denken.«

An seine Schule mußte Robert gar nicht in dem Maße denken, wie seine Mutter es hinstellte. Sie verlangte es auch nicht von ihm, denn Robert blieb in den unteren Klassen ein guter Schüler. Sie verlangte nur, daß Robert jeden Tag um halb vier Uhr mit den Schularbeiten fertig war, danach hatte er sich für ihre Pläne bereitzuhalten. Unter dem Vorwand, ihr Sohn sei etwas blaß und brauche viel frische Luft, machte sie jeden Tag einen längeren Spaziergang mit ihm, im Sommer in den Bürgerpark, zur Munte oder zum Kuhhirten, im Herbst und im Winter aber in die Stadt. Jeder dieser Spaziergänge endete in einem Café. Frau Mohwinkel war nämlich sehr allein, und sie hatte nur eine einzige Freundin, die aber nicht in dieser Stadt wohnte.

So lernte Robert Mohwinkel schon in frühen Jahren die Langeweile kennen, die andere unter dem Wort Vergnügungen zusammenfassen. Besonders langweilig waren ihm zwei Konditoreien in der Sögestraße, von denen sie die eine seltener besuchten, weil es dort nur koffeinfreien Kaffee gab, der für Robert wohl sehr gesund, für Frau Mohwinkels Nerven hingegen kein hinreichendes Narkotikum war. Frau Mohwinkel entschloß sich deshalb eher für die alte, aber teure Konditorei Jacobs, wo Robert zwar reichlich Kuchen und eine Tasse Schokolade bekam, aber keine Unterhaltung hatte. Da in den Konditoreien keine Kapelle spielte, Frau